

Drei, die überlebten

Während der Nazi-Zeit führten schwarze Deutsche ein Leben in ständiger Angst. Ein Vortrag in Köln erinnerte an einige außergewöhnliche Biographien

Von Stefan Laurin

Der Vortragsaal im Kölner Museum am Neumarkt war gut gefüllt, und das am ersten schönen Frühlingsabend des Jahres. Die Berliner Historikerin und Schriftstellerin Katharina Oguntoye hielt hier im Rahmen der Ausstellungs- und Veranstaltungsreihe »Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg« den Vortrag »Mut und Widerstand. Die Resilienz Schwarzer Deutscher während des NS-Regimes«.

Oguntoye beschreibt das Leben von Afrodeutschen während der NS-Zeit. Sie erzählt von Theodor Wonja Michael, der als Sohn eines Kolonialmigranten

aus Kamerun in Berlin geboren wurde, bei einer Pflegefamilie aufwuchs und in sogenannten Völkerschauen auftreten musste, wo er die rassistischen Phantasien der Deutschen über das Leben in Afrika nachstellte. Eine Ausbildung durfte er nicht machen, das verboten die NS-Rassegesetze. »Ein Lehrer«, erzählt Katharina Oguntoye, »glaubte an ihn und wollte ihn privat unterrichten. Aber er war so arm, dass er kein Geld für Stifte hatte.« Seine deutsche Staatsbürgerschaft wurde ihm schließlich aberkannt. Seinen Lebensunterhalt verdiente er unter anderem, indem er in NS-

Filmen mitspielte, in denen die deutsche Kolonialgeschichte glorifiziert wurde. »Die Darsteller waren während der Dreharbeiten geschützt, lebten aber immer in der Angst, danach in ein Konzentrationslager verschleppt zu werden«, erklärt die Historikerin.

Etwas 2000 Menschen afrikanischer Herkunft wurden in deutschen KZ ermordet, viele wurden zwangssterilisiert. Theodor Wonja Michael überlebte und machte nach dem Krieg eine außergewöhnliche Karriere: Er holte sein Abitur nach, arbeitete als Journalist und trat 1971 in den Bundesnachrichtendienst ein. Dort erreichte er als erster Schwarzer den Rang eines Regierungsdirektors.

Fasia Jansen, die nichteheliche Tochter eines deutschen Zimmermädchens und eines liberianischen Diplomaten,

wurde hingegen zum Dienst in der Küche des Konzentrationslagers Neuen-gamme verpflichtet. Im Januar 1945 – 15 Jahre alt war sie damals – brach sie bei der Arbeit bewusstlos zusammen und wurde mit einer Herzmuskelentzündung in ein Krankenhaus eingeliefert. »Sie litt danach bis an ihr Lebensende an Herzproblemen«, sagt Oguntoye. Eine Entschädigung wurde ihr

später von bundesrepublikanischen Gerichten verweigert (*Jungle World* 45/2002).

Jansen war im Hamburger Arbeiter-viertel Rothenburgsort aufgewachsen. Nach Kriegsende schloss sie sich der Arbeiter- und Friedensbewegung an und trat als Musikerin bei Ostermärschen auf – einmal sogar mit Joan Baez – sowie bei Arbeitskämpfen im Ruhrgebiet, wohin sie später zog.

Marie Nejar, deren Vater aus Ghana stammte und deren Mutter eine deutsche Musikerin war, wurde 1930

in Mülheim an der Ruhr geboren. Eine Schulausbildung durfte auch sie nicht machen, sie wurde zur Zwangsarbeit in einer Fabrik verpflichtet. In dem NS-Film »Quax in Afrika« war sie an der Seite des damals bekannten Schauspielers Heinz Rühmann in einer kleinen Rolle zu sehen. Als Leila Negra machte sie später in der Bundesrepublik als Schlagersängerin Karriere, trat mit Peter Alexander und Roberto Blanco auf. Ende der fünfziger Jahre beendete sie ihre Gesangskarriere, wurde Krankenschwester und zog nach Hamburg. Der Wochenzeitung *Die Zeit* sagte Nejar 2015 in einem Interview: »Ich bin total deutsch, ich war weder in Afrika noch in der Karibik, wo mein Großvater geboren ist. Aber den meisten Menschen kann ich das nicht klarmachen. Alle sehen in mir immer das Exotische und nicht das Deutsche. Ja, das ist das Leben.«

Noch bis zum 1. Juni findet in Köln die Reihe »Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg« mit zahlreichen Veranstaltungen und einer Ausstellung im NS-Dokumentationszentrum statt (*Jungle World* 5/2025). Thematisiert wird dort der Beitrag von Soldaten aus den damaligen Kolonien am Sieg über die Achsenmächte ebenso wie die Verfolgung und Ermordung von Schwarzen in Deutschland, der rassistische Umgang der Alliierten mit ihren eigenen Soldaten oder das Schicksal der von der japanischen Armee zur Prostitution gezwungenen koreanischen Frauen.



This machine kills fascists. Fasia Jansen mit Gitarre bei einer Demonstration von Stahlarbeitern und deren Angehörigen für den Erhalt von Arbeitsplätzen 1981 in Gelsenkirchen

German Gedenken

Christliche Judenfeindschaft ist in deutschen Kirchen noch immer allgegenwärtig. Seit Jahrzehnten gibt es eine Diskussion über den Umgang mit entsprechenden Werken. Nordrhein-westfälische Kirchen haben dafür nun eine Handreichung veröffentlicht.

Von Ralf Fischer

Kirchen der beiden großen Konfessionen in Nordrhein-Westfalen haben vor, antijüdische Darstellungen kritisch aufarbeiten. Dazu veröffentlichten die fünf katholischen Diözesen und drei evangelischen Landeskirchen Anfang März eine knapp 40seitige Handreichung. Damit wollen die Autoren eigenen Angaben zufolge »ein Hilfsmittel zur Verfügung stellen, das haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden in Kirchengemeinden und kirchlichen Einrichtungen ermöglicht, antijüdische Darstellungen wahrzunehmen, zu verstehen und mit ihnen aufmerksam umzugehen«.

Christliche Judenfeindschaft ist noch immer verbreitet in Kunstwerken in und an Kirchen im gesamten Bundesgebiet. Der Umgang mit solchen antisemitischen Schmähplastiken ist seit Jahrzehnten ein vieldiskutiertes Thema (*Jungle World* 23/2029). Insgesamt gibt es in Deutschland noch an etwa 30 Kirchen antisemitische Darstellungen, darunter sind solch bekannte Sakralbauten wie der Bamberger, der Erfurter oder der Regensburger Dom. Aber eben auch an und in den Kirchen

Nordrhein-Westfalens sind antisemitische Werke angebracht.

Im Chorgestühl des Kölner Doms etwa findet sich auf einer Doppeltafel eine der ältesten Darstellungen der »Judensau«. Zu sehen ist ein Schwein, an dessen Zitzen Menschen saugen, die Juden darstellen sollen. Im Hochmittelalter war das ein häufiges Bildmotiv des christlichen Antijudaismus, bei dem das Schwein für die Sünde steht. Einerseits sollte es die Juden verspotten – das Schwein gilt im Judentum als unrein und das Saugen an den Zitzen diffamiert die Juden als parasitär –, andererseits sollte die Darstellung die Christen abschrecken, sich nicht durch »jüdische Ideen« verführen zu lassen (*Jungle World* 19/2023). Ein anderes Beispiel ist die Ecclesia-et-Synagoga-Darstellung über dem Eingangsportal der Heilig-Kreuz-Kirche in Dortmund, die einen verblendeten Juden zeigt, der sich vom Heil abwendet, also einen Gottesverräter.

Die nordrhein-westfälischen (Erz-)Bistümer und evangelischen Landeskirchen regen in der Handreichung an, diese Darstellungen »mit ihrer ver-

heerenden Geschichte und der dahinterliegenden Theologie nicht zu vergessen und als Mahnung wahrzunehmen«. Sie empfehlen »eine kritische Reflexion vor Ort«.

Zahlreiche Debatten über die jahrhundertelangen Schmähung jüdischer Menschen an christlichen Sakralbauten hätten gezeigt, dass es »keine einfache oder pauschale Lösung für den richtigen Umgang und eine verantwortungsvolle Auseinandersetzung mit diesem schmerzlichen Erbe« geben könne. Vielmehr gebe es »verschiedene Perspektiven und Meinungen«, wie mit den Darstellungen der Judenfeindschaft und des Antisemitismus umgegangen werden soll. Dieser an sich nicht neue Sachverhalt führt die Autoren zu der gedenkpolitischen Grundfrage: »Sollen die diffamierenden Motive an ihrem Platz belassen werden, sollen sie verhüllt, entfernt oder gar zerstört werden?«

Die Antwort darauf könnte eigentlich ganz einfach sein: Genauso wie Hakenkreuze und andere nationalsozialistische Symbole nach dem militärischen Sieg der Alliierten aus dem öffentlichen Raum entfernt wurden, könnte man dies auch mit den antisemitischen Schmähwerken tun. Immer wieder wurde gefordert, die »Judensau« im Kölner Dom zu entfernen. Stattdessen schrieb das Domkapitel 2023 einen internationalen Kunstwettbewerb für ein Gegenwerk aus, in dem das zeitgenössische Verhältnis von Juden und Christen thematisiert werden soll.

Ähnlich mühsam ist die Diskussion über die »Judensau« an der Außenfassade der Stadtkirche Lutherstadt Wittenberg. Zum Reformationsjubiläum 2017 wuchs der Protest gegen die Schmähplastik. Der zuständige Gemeindegkirchenrat beschäftigte sich daraufhin mit der Thematik und beauftragte ein Expertengremium. Das empfahl, die Sau abzunehmen und an einem anderen Ort kritisch kontextualisiert auszustellen. Dagegen verwahrte sich die damalige evangelische Landesbischöfin Ilse Junkermann. Man wolle nichts beschönigen, weshalb die Kir-

In Deutschland gibt es noch an etwa 30 Kirchen antisemitische Darstellungen, darunter sind solch bekannte Sakralbauten wie der Bamberger, der Erfurter, der Regensburger oder der Kölner Dom.

che »diese Wunde unserer eigenen Geschichte offenhalten« müsse, meinte sie damals. Es sei besser, wenn die Skulptur als Erinnerungs- und Mahnzeichen stehenbliebe (*Jungle World* 47/2017). Seit 2020 ist Junkermann übrigs Vorsitzende der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, einer der prominentesten Organisationen, die sich hierzulande mit dem Gedenken an die Verbrechen des Nationalsozialismus beschäftigen.

Die Sache ging sogar vor Gericht. Der jüdische Rentner Michael Düllmann

setzt sich seit 2018 dafür ein, dass die »Judensau« an der Wittenberger Stadtkirche abgenommen wird, und ging mit seinem Anliegen durch mehrere Instanzen. Er zog vor das Oberlandesgericht Naumburg, den Bundesgerichtshof Karlsruhe und machte eine Eingabe beim Bundesverfassungsgericht. Von einem Urteil in seinem Sinne wären andere Kirchen ebenso betroffen – auch der Kölner Dom. Bislang blieben seine Versuche jedoch erfolglos. Nachdem zuletzt das Bundesverfassungsgericht seine Verfassungsbeschwerde im August abgelehnt hatte, hat er im November eine Beschwerde beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg eingereicht.

In der neuen Handreichung aus Nordrhein-Westfalen wird empfohlen, »vor Ort individuelle Lösungen gemeinsam mit der ortsansässigen jüdischen Gemeinde und staatlichen Stellen zu erarbeiten, um die nötigen Schritte zur lokalen Aufarbeitung zu leisten«. Was das im Konkreten heißen soll, wird sich zeigen. Die Diskussionen um die Wittenberger »Judensau« lassen jedoch nichts Gutes erahnen: Sie hängt noch immer und ist lediglich um eine Erklärungstafel ergänzt worden. Aus einem Schandmal sei ein Mahnmal geworden, so die zuständige Gemeinde.

Hundeprominenz

Von Ivo Bozic

Es gibt berühmte Tiere, und ich meine jetzt nicht C-Promis, also etwa einen einfachen Kolumnenhund wie Coco, sondern echte Stars wie den Fernsehhund Lassie oder den Kosmonautenhund Laika. Und es gibt sogar welche, die einst halb Europa in helle Aufregung versetzten, wie das Nashorn Clara, das Mitte des 18. Jahrhunderts 17 Jahre lang durch Europa tourte. Eine ungeheure Attraktion. Nicht einmal Bilder dieser Tierart hatten die meisten Menschen bis dahin gekannt. Oder Zafafa, die Giraffe, die 1827 als Geschenk an den französischen König von Marseille nach Paris marschieren musste. Die Menschen strömten entlang des Weges nur so herbei, es war eine absolute Sensation, das Tier löste einen Modehype aus. Frauen in Paris trugen fortan die Haare hochgesteckt »à la girafe«, Männer hohe Hüte.

Nun ja, und dann gibt es die Tiere, die niemand kennt, Tiere, die nicht einmal einen Namen haben. Das sind natürlich im Grunde alle anderen Tiere von der Raupe auf dem Blatt bis zur Krähe am Himmel, aber auch die vielen Hundert Millionen anonymen Straßenhunde dieser Welt teilen dieses Schicksal. Ob in Indien, in Rumänien oder Griechenland – in fast allen Teilen der Welt gibt es die sogenannten Streuner, die zwar die Nähe des Menschen suchen, aber eben doch allein ihrer Wege gehen. Und es werden immer mehr, sie pflanzen sich unkontrolliert fort.

Dies ist in mancher Hinsicht ein Problem. Oft geht es diesen Hunden nicht gut, viele sind krank und leiden. Aber sie schaffen auch Probleme für andere. Etwa 60 000 Menschen sterben jedes Jahr an der Tollwut, und meistens ist ein Hundebiss die Ursache, vor allem in Asien.

Es gibt verschiedene Methoden, sich des Problems anzunehmen. Manche Menschen adoptieren einen Streuner, manche Staaten versuchen, herrenlose Hunde konsequent zu sterilisieren und zu impfen, wie es in Bhutan etwa mit der gesamten Straßenhundepopulation erfolgreich vollzogen wurde. In Marokko, wo 2030 die Fußball-WM stattfinden soll, plant die Regierung, alle rund drei Millionen Straßenhunde einfach zu töten.

Aber es gibt auch Streuner, die durch ihre Ortstreue bekannt wurden und denen Denkmäler errichtet wurden, wie in Moskau dem Hund Maltschik. Und es gibt welche, die als selbständige Teilnehmer von Demonstrationen zu Helden werden. Der sogenannte riot dog Loukanikos, der 2010 an den Protesten gegen die Sparmaßnahmen in Griechenland teilnahm, und Negro Matapacos, ein Streuner mit rotem Halstuch, der sich während der Studentenproteste in Chile häufig fotogen in Szene zu setzen wusste. Coco mag leider keine Demos und so bleibt ihr nur ihre kleine Jungle World-Prominenz. Aber das ist ja auch schön.



»Anerkennung und Diskriminierung«

Von Stefan Laurin

Katharina Oguntoye ist Historikerin und Schriftstellerin und setzt sich für die Belange schwarzer Menschen in Deutschland ein. Vergangene Woche hielt sie in Köln einen Vortrag im Rahmen der Ausstellung »Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg« über die Erlebnisse schwarzer Menschen während des NS-Regimes. Die Jungle World sprach mit Katharina Oguntoye über die oft vergessene Geschichte schwarzer Menschen in Deutschland.

Seit wann leben schwarze Menschen in Deutschland?
Der erste Schwarze, von dem die Überlieferung sagt, dass er in deutschsprachigem Gebiet lebte, war der spätere Heilige Mauritius, der als römischer Offizier im dritten Jahrhundert in den Alpenraum gekommen und als Märtyrer hingerichtet worden sein soll. Er wurde später, im Jahr 962, von Kaiser Otto I. als Schutzpatron des Heiligen Römischen Reichs ausgewählt, das bis 1806 unter dem Namen Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation existierte. Sicherlich kamen schon vor Mauritius Schwarze ebenso wie Araber und Asiaten als Händler oder Soldaten nach Deutschland, nur kennen wir ihre Namen nicht.

Die Geschichte vieler Schwarzer in Deutschland wurde vergessen. Von Anton Wilhelm Amo haben wohl die meisten erst etwas gehört, als eine Straße in Berlin nach ihm benannt wurde.

Dabei ist seine Geschichte wirklich spannend und in Teilen bis heute typisch. Amo wurde 1707 als Sklave aus Ghana verschleppt und im Alter von drei Jahren der Familie der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel »geschenkt«. Das waren Anhänger der Aufklärung. Anton Wilhelm Amo erhielt eine gute Erziehung und Bildung, er machte Karriere. Er studierte Philosophie, schrieb seine Dissertation mit dem Titel »Über die Rechtsstellung der Mohren« auf Latein und wurde Dozent an den Universitäten in Halle, Jena und Wittenberg.

Eine große Karriere...
Aber auch ein tragisches Leben. Natürlich hatte Amo Freunde und seine Familie, aber er fand keine Partnerin, weil er schwarz war. Und gegen ihn als Dozenten protestierten rassistische Studenten wegen seiner Hautfarbe. Amo hat beides zugleich erlebt: Unterstützung und Freundschaft, aber auch Ablehnung und Rassismus. Und beides ge-



hört bis heute zum Alltag schwarzer Menschen in Deutschland: Sie haben Freunde, eine Familie, Erfolg im Beruf – und gleichzeitig erleben sie Rassismus und Ausgrenzung. In diesem Sinne ist die Geschichte von Amo bis heute typisch. Er hat in Deutschland beides erlebt: Anerkennung und Diskriminierung.

Was wurde aus Amo?
Am Ende ging er zurück nach Ghana. Dort war er zwar als jemand, der in Deutschland aufgewachsen war, fremd, aber das war ihm wohl lieber als der Rassismus in Deutschland. Seine Geschichte erinnert an die des Philosophen W. E. B. Du Bois fast 200 Jahre später. Der studierte Ende des 19. Jahrhunderts in Berlin und berichtete, dass er im Alltag – im Gegensatz zu seinem Leben in den USA – nicht diskriminiert wurde. An der Universität sah das jedoch anders aus: Seine Doktorarbeit wurde nicht angenommen, er promovierte schließlich in Harvard. Und wie Amo zog er gegen Ende seines Lebens nach Ghana.

Warum sind die Geschichte des Anton Wilhelm Amo und auch die Legende des Mauritius in Deutschland so wenig bekannt beziehungsweise in Vergessenheit geraten?

Sie passen nicht in ein rassistisches Weltbild, in dem Schwarze in Deutschland nicht vorkommen dürfen. Doch das ist Unsinn. Schwarze leben seit Jahrtausenden in Deutschland. In Kirchenbüchern in Baden-Württemberg aus dem 14. und 15. Jahrhundert finden sich die Namen von über 300 Menschen afrikanischer Herkunft. Nicht in jedem Ort hatten die Menschen Kontakt zu Schwarzen, aber diese lebten in vielen größeren Städten und waren dort Teil der Gesellschaft. Oft wissen wir wenig über ihr Leben – das ist bei Anton Wilhelm Amo anders, der ja als Philosoph Teil des intellektuellen Lebens war. Aber auch bei ihm gibt es Lücken. Von seiner Doktorarbeit kennen wir nur den Titel, die Arbeit selbst ist verschollen.

»Ich teile deine Abscheu gegen Europas Schmarotzen. Es ist erbärmlich.« US-Verteidigungsminister Pete Hegseth in einem internen Chat mit Vizepräsident J. D. Vance

Angekommen



Anfang des Jahres war Clare Daly (l.) noch in Berlin zu Gast, nämlich als Rednerin bei der Rosa-Luxemburg-Konferenz – nun war sie bei den Houthis in Jemen. International bekannt wurde sie durch ihre flammenden Reden im Europaparlament, erst gegen die westliche Unterstützung der Ukraine und dann gegen Israels »Genozid«, dasselbe galt für den irischen Politiker Mick Wallace (r.). Beide zusammen waren am Samstag in Jemen bei einer von den Houthis veranstalteten Konferenz über »Palästina – das zentrale Problem der Nation«. Der »Jerusalem Post« zufolge war auch der Repräsentant der Hamas dabei; auf der Konferenz seien Bilder von Hamas-Anführern, darunter Yahya Sinwar, und dem Ayatollah Khomeini ausgestellt worden, sowie der Slogan der Houthis: »Allah ist der Größte, Tod Amerika, Tod Israel, verflucht seien die Juden, Sieg für den Islam!« In seiner Rede lobte Wallace seine Gastgeber, weil sie gegen den »westlichen Imperialismus« aufstehen würden: »Jemen, ihr seid großartig.« Daly und Wallace saßen bis vergangenes Jahr im Europaparlament. Dort gehörten sie der Fraktion der Europäischen Linken an, zu der auch die deutsche Linkspartei gehört.

Ein Leben im Widerstand

Porträt. Von Katja Woronina

»Ich bin hier der Ankläger.« Mit dieser kategorischen Aussage funktionierte Aleksandr Skobow den gegen ihn geführten Prozess vor einem Militärgericht in Sankt Petersburg in einen gegen das Putin-Regime um. 18 Jahre Haft hatte die Staatsanwaltschaft für den linken Dissidenten gefordert, verurteilt wurde er am Freitag voriger Woche wegen Terrorunterstützung und Beteiligung an einer terroristischen Vereinigung zu 16 Jahren. Gemeint ist mit dieser Vereinigung das Forum Freies Russland, das eine halbjährlich im Baltikum stattfindende Zusammenkunft russischer Regimegegner organisiert. Skobow gehört dem Forum an.

Skobow ist das exakte Gegenteil von obrigkeitshörig. Schon als Jugendlicher in der Sowjetunion erlaubte er sich unbequeme Fragen zu stellen, psychiatrische Untersuchungen folgten. In seinem ersten Semester an der historischen Fakultät der Lenin-grader Staatlichen Universität, schloss er sich einer marxistischen Gruppe an, die Flugblätter mit Aufrufen zu einer erneuten Revolution verbreitete. Die sowjetische Staatsführung empfand er als heuchlerisch.

1978 schließlich erfolgte seine erste Festnahme. Dem KGB war er wegen seiner Mitarbeit an der linken Samisdat-Zeitschrift *Perspektivy* (Perspektiven) aufgefallen. Die folgenden zwei Jahre verbrachte Skobow in einer psychiatrischen Anstalt. Danach engagierte er sich in der inoffiziellen Gewerkschaftsbewegung. 1982 landete er deshalb wieder in der Psychiatrie – dieses Mal für fünf Jahre. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion arbeitete er als Publizist, trat gegen den Krieg in Tschetschenien auf und verurteilte 2014 harsch die russische Annexion der Krim. Seit Beginn der Großinvasion der Ukraine unterstützt er den bewaffneten Kampf von russischen Bürgern, die sich der ukrainischen Armee angeschlossen haben; terroristische Methoden, wie sie jihadistische Gruppen praktizieren, lehnt er jedoch ab.

Im vergangenen Frühjahr verabschiedete er sich bei einer Reise in die Türkei von seinen Kindern und kehrte anschließend nach Russland zurück in der Erwartung seiner Festnahme. Skobow hat sich bewusst für den Gang ins Gefängnis entschieden, weil er meint, dass sein kompromissloser Widerstand gegen Russlands Ukraine-Krieg so mehr Gehör findet.



Aleksandr Skobov